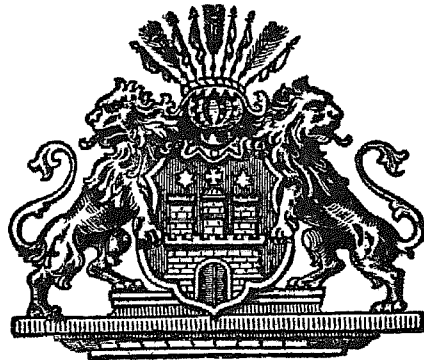


Hamburgische Universität

Reden,

gehalten bei der Feier des Rektorewechsels
am 15. November 1921



Verlag von E. Boyesen / Hamburg 1922

Vorwort.

Am 10. Mai 1919 fand die Eröffnung der Hamburgischen Universität durch eine akademische Feier statt; mit dem Sommersemester begann die Amtszeit des ersten Rektors, Dr. Karl Rathgen, ordentlichen Professors der Nationalökonomie. Ein Hochschulgesetz, das an die Stelle des Notgesetzes vom 31. März 1919 treten und der Universität die endgültige Gestalt geben sollte, wurde gegen Ende des folgenden Wintersemesters erwartet. Als es indessen zu Beginn des Sommersemesters noch nicht erschienen war, erfolgte auf Wunsch des Rektors die Wahl seines Nachfolgers, und der gewählte Rektor Dr. Georg Thilenius, ordentlicher Professor der Völkerkunde, trat sein Amt am 15. Mai 1920 an. Angesichts der Kürze der Zeit ward von einer akademischen Feier abgesehen. Das Hochschulgesetz wurde erst am 4. Februar 1921 verkündet, und die organisatorischen Aufgaben, die es stellte, ergaben eine Amtszeit von drei Semestern für den zweiten Rektor. Sein Nachfolger, Geheimer Sanitätsrat Dr. Hermann Kummell, ordentlicher Professor der Chirurgie, trat sein Amt am 1. Oktober 1921 an.

Die akademische Feier der Rektoratsübergabe fand am 15. November in der Musikhalle statt, da die Universität keine geeignete Aula besitzt. Zur Teilnahme an der Feier hatte die Universität den Senat und die Bürgerschaft Hamburgs, die Reichs- und Landesbehörden, weiterhin die Vertreter derjenigen fremden Staaten, mit deren Gelehrten die Universität wissenschaftliche Beziehungen unterhält, geladen, sowie die Vertreter der Nachbarstädte und die Freunde der Universität.

Die Feier begann und schloß mit einem Orgelvortrag des Organisten und Leiters des St. Michaelis-Kirchenchors, Herrn

A. Sittard. Nach dem Bericht des Prorektors, der Antrittsrede des Rektors und einer Ansprache des Vorsitzenden des Geschäftsführenden Ausschusses der Studentenschaft wurden die von der Universität beschlossenen Ehrungen bekanntgegeben.

Rektor und Senat ernannten zu Ehrenmitgliedern der Universität die Herren: Dr. jur. Otto Dehn, Rechtsanwalt zu Hamburg, Professor D. Dr. phil. Hugo Krüß, langjähriger Inhaber der optisch-mechanischen Werkstätten A. Krüß, D. Dr. phil. Friedrich Kode, Senior des geistlichen Ministeriums, Hauptpastor zu St. Petri in Hamburg.

Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät verlieh die Würde eines Ehrendoktors der Rechte den Herren: Professor Franz Dahl, Departementschef im dänischen Kultusministerium zu Kopenhagen, Dr. phil. Ferdinand Tönnies, Professor an der Universität Kiel; ferner die Würde eines Ehrendoktors der Staatswissenschaften den Herren Geheimerr Oberregierungsrat Dr. jur. Heinrich Schnee, ehemaliger Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Geheimrat Professor Dr. phil. Franz Stuhlmann, Direktor des Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archivs, Max M. Warburg, Inhaber des Bankhauses M. M. Warburg & Co. zu Hamburg.

Die philosophische Fakultät verlieh die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie den Herren: Regierungsrat Franz Heger, langjähriger Direktor der Ethnographischen Abteilung des Naturhistorischen Hofmuseums zu Wien, Ramon Menéndez Pidal, Professor an der Universität Madrid, Antonio Rubio y Eluch, Professor an der Universität Barcelona, Dr. Uno Laavi Sirelius, Direktor der Ethnographischen Abteilung des Nationalmuseums und Professor an der Universität Helsingfors, Diederich Westermann, Professor an der Universität Berlin.

Hochansehnliche Versammlung! Werte Kollegen!
Liebe Kommilitonen!

Durch das Vertrauen meiner Kollegen zu dem höchsten akademischen Ehrenamt berufen, habe ich soeben aus der Hand meines hochverehrten Amtsvorgängers das äußere Zeichen dieser Würde empfangen. Ich danke demselben herzlichst für die freundlichen Worte und den warmen Geleitgruß auf den Weg meines beginnenden Amtsjahres. Ich danke dem scheidenden Rektor auch im Namen des Universitäts senats und der Fakultäten für alles das, was er während seiner Tätigkeit für unsere junge Alma mater geschaffen und aufgebaut hat. Hatte der erste Rektor, dessen Bahre wir vor wenigen Tagen in tiefem Schmerz umstanden, mit geschickter Hand das Schifflein unserer jungen Hochschule durch die Wogen des ersten Jahres glücklich hindurchgesteuert, so hat Herr Thilenius dem erst im Rohbau befindlichen Gebäude die notwendige äußere Form gegeben und die innere Ausstattung bereitet. Eine reiche Erfahrung, die er im Laufe der langen Jahre bei der Entwicklung des Kolonialinstituts zu sammeln Gelegenheit hatte, ein großes organisatorisches Talent, das in seinem prächtigen und künstlerisch praktisch gebildeten „Museum für Völkerkunde“ einen unvergänglichen Ausdruck findet, eine unermüdliche Schaffensfreudigkeit standen ihm dabei zur Seite. Mit weitschauendem klarem Blick für das Notwendige hat er im Laufe des vergangenen Jahres eine Arbeit für unsere junge Universität geleistet, die nur der zu bewerten und zu schätzen vermag, der einen tiefen Einblick in den vielgestaltigen Mechanismus unseres Universitätsgetriebes zu tun Gelegenheit hat.

Der auf unsern ehrwürdigen Schwesteruniversitäten herrschenden alten akademischen Sitte, daß der Rektor der

Universität sich am Beginne seines Amtsjahres an den Gesamtkörper der Hochschule mit einer Betrachtung wendet, die seinem speziellen Wissensgebiet entnommen ist, wird auch unsere junge Hamburgische Universität folgen. In diesem Brauch liegt ein Hinweis auf die Universitas Litterarum, die Sie, Kommilitonen, alle umschließt, wo immer Sie auch in der Arena des Geistes ihre Waffen führen. Dieser große und stolze Bau hat sein tragfähiges Fundament in der gründlichen deutschen Vorbildung zur Universität, die ihrerseits schon ganz im Geiste der Gemeinschaft der Wissenschaft gehalten ist. An ihr müssen wir in vollem Umfange für alle Zukunft festzuhalten suchen.

Da das zu besprechende Thema versuchen soll, das Interesse eines größern Zuhörerkreises wachzurufen, möchte ich Sie bitten, mir auf einem kurzen Gange durch das von mir vertretene Gebiet der Chirurgie, besonders auf ihren Fortschritten in den letzten fünfzig Jahren, zu folgen. Ist doch die Chirurgie, wenn auch eins der jüngsten Hauptfächer, führend in der gesamten Medizin geworden und hat durch ihre praktischen und sichtbaren Erfolge mit Recht ein allgemeines Interesse erweckt. Zuvor gestatten Sie mir jedoch, kurz auf jene mächtigen, die Erfolge der Chirurgie oft hemmenden Faktoren einzugehen, mit denen unsere Kunst täglich rechnen muß und mit denen sie oft als unbesiegbar zu kämpfen hat.

Drei unvergängliche Gestalten mit verschiedenem Antlitz treten dem Menschen, den ungetrübten Genuß des Lebens hemmend, entgegen. Die eine mit scharfgeschnittenem, meist mattem Angesicht, die andere mit mehr oder weniger schmerzverzerrten Zügen, und die dritte blutlos, fahl und kalt: Das Alter, die Krankheit und der Tod. Alle drei so alt wie das Menschengeschlecht, schon dem großen Religionsphilosophen Buddha schwere Betrübniß bereitend. Gegen diese drei gewaltigen Mächte führt unsere medizinische Wissenschaft, und nicht zuletzt die Chirurgie, ihren täglichen Kampf auf Tod und Leben. Kann dieser auch nicht immer erfolgreich sein, so wird er doch, uns Kraft zu neuem Ringen gebend, durch manchen Lorbeer des Sieges belohnt.

Vom Tode spricht und hört man nicht gern, er ist das graufig Negative, die körperliche Vernichtung, das drohende Nichts. Dagegen möchte alt werden ein jeder, altern will keiner. Altwerden bezeichnet lediglich die Tatsache, daß jemand zu hohen Jahren kommt, und es gilt im allgemeinen für eine gewisse Ehre und vielleicht für einen Vorzug, wenn auch das vor 2000 Jahren gesprochene Wort des griechischen Lustspiel-dichters Menander: „Als Jüngling stirbt, wen die Götter lieben“, die Möglichkeit einer andern Auffassung gestattet. Andererseits beweist die tief ergreifende Sage vom Ahasverus, welche Qual für die menschliche Phantasie in einem Nichtsterbenkönnen liegt, und doch will jeder alt werden.

Altwerden ist lediglich ein Zeitbegriff. Nicht die abgegrenzte Zahl der Kalenderjahre bestimmt die Leistungsfähigkeit des einzelnen Individuums. Das, was es positiv körperlich und geistig zu schaffen vermag, auf Grund der gut erhaltenen Funktionen seines Gehirns und der übrigen Organe seines Körpers ist der Maßstab für seine Jugend oder sein Alter. Nicht ein jugendlicher Alexander hat das Deutsche Reich geschaffen. Wilhelm I. und seine großen Paladine: Bismarck, Moltke, Roon waren alte Männer, und Hindenburg, sowie viele der bedeutenden Führer des vergangenen Weltkrieges hatten das biblische Alter fast erreicht. Viele der hervorragendsten Männer unserer Wissenschaft sind bis in das höchste Alter, Neues schaffend, produktiv tätig gewesen. Als Kulturträger hat der Mensch nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sich ethisch auszubilden und sich auszuleben bis ins höchste Alter hinein. Wie fangen wir es an, alt zu werden, ohne zu altern? Das ist das noch ungelöste Problem. Die Vorstellung von der Existenz verjüngender Elixiere und Wundermittel durchzieht die Sagenwelt aller Völker. Ein Forscher und Gelehrter von Weltruf am Institut Pasteur in Paris, Metschnikoff, vertrat 1911 den Standpunkt, daß zu den wichtigsten äußeren, das Leben abkürzenden Ursachen die Darmbakterien gehören. Gelingt es, ihrer Herr zu werden durch geeignete diätetisch-hygienische Maßnahmen, so ist die Kunst, das

Leben beliebig zu verlängern, gefunden. Bis jetzt ist es noch nicht erreicht. Auch auf chirurgischem Wege hat man in letzter Zeit versucht, das Alter zu hemmen und Verjüngungen herbeizuführen. Ich zweifle nicht, gestützt auf zahlreiche andere und eigene Erfahrungen, daß es sehr oft durch geeignete chirurgische Maßnahmen gelingt, die quälenden Leiden alternder Männer zu beseitigen und sie dadurch von neuem zu schaffensfrohen tatkräftigen und jugendlichen Greisen zu machen. Die experimentellen Unterlagen der Steinach'schen Versuche aber scheinen der nachprüfenden Kritik bis jetzt nicht standzuhalten.

Den Körper bis in das Alter hinein durch Arbeit und Leibesübungen zu stählen, und andererseits durch frohen Lebensgenuß zur rechten Zeit widerstandsfähig zu erhalten, soweit es die angeborene individuelle Konstitution irgendwie zuläßt, das ist die Aufgabe der allgemeinen und persönlichen Prophylaxe, die das Altern soweit möglich am besten verhindert. Nicht bloß in der ängstlichen Vermeidung aller Schädlichkeiten, sondern auch positiv in der Befähigung zu ihrer Überwindung, besteht die vernünftige Individualhygiene. Durch ein ängstliches Abschließen gegen alle äußeren Einflüsse ist der verzärtelte Sohn einer ungesunden Überkultur rettungslos verloren, wenn er plötzlich den rauen Verhältnissen des Lebens ausgesetzt wird.

Die zweite Macht, gegen die unsere Wissenschaft und Kunst täglich zu kämpfen gezwungen ist, ist der Tod. Ganz besiegen wir ihn nie, aber ihn im Kampfe erfolgreich auf Jahre und Jahrzehnte zurückzudrängen, das ist das hohe Ziel, nach dem auch die Chirurgie strebt.

Der Tod ist das einzige, was allen Menschen wirklich gemeinsam ist und zugleich dasjenige Erlebnis, das jeder von uns nur einmal durchmachen kann. Noch immer hat er sein Inognito bewahrt, denn noch keiner, hinter dem sich die Pforten des Hades geschlossen, ist zurückgekehrt, um uns Kunde vom Jenseits zu bringen.

Dauernd stirbt es an uns und in uns irgendwo. Von der äußeren Haut und der inneren Darmfläche werden fortgesetzt

kleine Teile in gestorbenem Zustand abgestoßen, und aus den inneren Organen gehen die Zerfallteilchen in den Kreislauf über. Etwa in sieben Jahren ist bei dem ständigen Neuaufbau des absterbenden Organismus eine völlige Erneuerung sämtlicher Körperbestandteile anzunehmen. Unser Körper, auch der kraftvoll und blühend erscheinende des Jugendlichen, gleicht dem Gewande einer Penelope, an dem fortwährend aufgetrennt und nachgewebt wird.

Auf unserer Erde, die von etwas mehr als $1\frac{1}{2}$ Milliarden Menschen bewohnt ist, stirbt nach Hoche's Mitteilungen jedes Jahr ein annähernd gleichgroßer Prozentsatz, etwa $40\frac{1}{2}$ Millionen pro Jahr. Es entfallen etwa auf je 60 Sekunden 70—80 Todesfälle und Geburten. Mit jedem unserer Pulsschläge sinkt ein Mensch ins Grab und ein neuer tritt in den Lebenskreis ein. Etwa 120000 Menschen sterben täglich. Wenn wir die Toten eines Tages in geschlossenem Zuge in einer Marschbreite von je sechs Mann an uns vorüberziehen ließen, so hätten wir einen täglichen Todeszug, der zwanzig Kilometer lang wäre und dessen Vorbeimarsch vier Stunden in Anspruch nehmen würde.

In der gewaltigsten traumatischen Epidemie aller Zeiten, in dem hinter uns liegenden Weltkriege entfallen auf jedes Kriegsjahr $2\frac{1}{2}$ Millionen Tote, so daß der Gesamtverlust aller kriegführenden Mächte auf etwa 12—13 Millionen Tote zu berechnen wäre. (Davon der Verlust des deutschen Heeres 1808545 Tote.) Eine erschreckende Zahl und doch nur die Hälfte dessen, was in dem damals schwächer bevölkerten Europa der schwarze Tod, die Pest, in der Mitte des 14. Jahrhunderts an Opfern gefordert hat. Die Steigerung der Toten im Jahresdurchschnitt, während eines Kriegsjahres gegenüber einem Friedensjahre, würde nur $2\frac{1}{2}$ Millionen, von $40\frac{1}{2}$ auf 43 Millionen betragen, für die Maßstäbe des Weltalls eine unbedeutende Verschiebung. Die Natur nimmt es mit dem Sterben nicht so tragisch wie der Mensch. Trotz des Ungeheuerlichen, was sich in den vergangenen, hinter uns liegenden Jahren auf ihr abgespielt hat, rollt die Mutter Erde in ihren Bahnen ruhig weiter, sie selbst eine alte Mörderin, die mit einer un-

willigen Bewegung im Erdbeben Tausende in einem Moment vernichten kann.

Nicht der Tod ist es, den die Menschen fürchten, sondern das Sterben; die letzten Phasen des Ringens zwischen dem Leben und jener finsternen feindlichen Macht, was der Laie als Todeskampf bezeichnet und was äußerlich einen so tiefen Eindruck auf die Umstehenden hervorruft. Wer als Arzt viele Todeswanderer auf der letzten Wegstrecke begleitete, hat ein milderes Bild vom Sterben als der Laie. Vielfach ist der Tod nicht nur frei vom Schmerz, sondern auch frei von jedem Bewußtsein des bevorstehenden Endes. Der vom Blitz Erschlagene hat sicher weder Licht noch Donner wahrgenommen. Ebenso haben wir es oft erlebt, daß bei Kopfschüssen und bei den tödlichen Herzschüssen unserer tapferen Kämpfer der Tod sicher schmerz- und bewußtseinsfrei erfolgte. Die Nervenleitung unseres Organismus ist zu langsam, um die Nachricht von dem mit der Verwundung vollzogenen Trennungsschnitt in dem Bruchteil einer Sekunde dem Gehirn, als dem Zentralorgan, schneller zu übermitteln, als das Bewußtsein geschwunden ist. Das sehr rasche Durchschneiden der Nervenfasern ist überhaupt schmerzlos. Die gewaltige Schnelligkeit, mit der moderne Geschosse die Weichteile der Extremität durchschlagen, erzeugt im Augenblick der Verletzung, wie wir es hundertfach von Verwundeten vernommen haben, keine Schmerzempfindung. Könnten wir alle chirurgischen Operationen mit der Geschwindigkeit eines fliegenden Infanteriegeschosses ausführen, so brauchten wir keine Narkose.

Wie steht es mit der Sterbebereitschaft?

Nicht selten verlangen Männer, die philosophisch klar und ruhig über ihr Ende zu denken behaupten, von uns eine offene Auskunft über ihren Zustand. Diese angeblich philosophisch Abgeklärten haben dem Arzte, wie ich mehrfach erfahren, die dringend erbetene offene Mitteilung schwer verübelt. Anders war es mit der Sterbebereitschaft unserer kämpfenden Brüder im Weltkriege. Wir wissen aus zahlreichen Mitteilungen, daß die meisten von ihnen mit klarer Überlegung

mit dem Leben abgeschlossen hatten und zum Tode bereit waren, im Dienste der großen vaterländischen Sache. Es war damals im Herbst 1914 allerdings ein anderes Sterben als heute.

Auf die ethische religiöse Betrachtungsweise über den tieferen Sinn von Leben und Tod, die kein innerlich veranlagter Mensch sich aus dem Herzen reißen kann, gehe ich nicht näher ein. Das wird und muß ein jeder von uns im stillen mit sich und seinem Gott abmachen.

Im allgemeinen sterben die Menschen viel würdiger, als sie es sich selbst zugetraut hätten. Wer verstanden hat zu leben, wird auch zu sterben wissen, im Bewußtsein, daß Sterben ebenso Pflicht ist wie Leben, oder im Alter in dem Gefühl, daß der Tod ein Bedürfnis ist, ebenso wie der Schlaf, nachdem der energische Trieb zum Leben langsam erloschen ist.

Während Alter und Tod ein dem Menschen beschiedenes unabwendbares Fatum darstellen, bildet die Krankheit, die Störung der normalen Funktionen des Körpers, das Gegenteil von dem, was wir für das höchste Gut des Menschen halten, die Gesundheit des Geistes und des Körpers, den dritten nicht minder gefürchteten Gegner, mit dem die medizinische Wissenschaft und nicht zum wenigsten die Chirurgie zu ringen hat.

Solange es Wunden gegeben hat, und sie sind vielleicht noch älter wie die Krankheiten, so lange wird auch eine Wundbehandlung eingesetzt haben, sie wird so alt sein wie das Menschengeschlecht. Wunden sind schon in jenen fernliegenden Zeiten behandelt worden, aus denen kein geschriebenes Wort, keine historische Tradition uns Kunde bringt, in den Zeiten der Prähistorie. Schon der Trieb der Selbsterhaltung forderte in dieser Urzeit des Menschengeschlechts gewisse einfache chirurgische Manipulationen, vor allem die Anwendung von Blutstillungsmitteln.

Jene trepanierten Schädel aus der Steinzeit legen stummes Zeugnis davon ab, daß unter den Zeitgenossen des Mammut und des Höhlenbären nicht nur Künstler waren, die das Renntier in scharf erkennbaren Umrissen auf Knochen ritzen und den langbehaarten Elefanten an die Wand der Höhle

malten, sondern daß hier auch schon Heilkünstler chirurgisch tätig waren. Die Hand, die mit dem Feuersteinmesser am Lebenden die Schädellücke ausschnitt, diese Hand der ersten Chirurgen wird auch die Wunde zu behandeln und die Blutung zu stillen versucht haben.

Drängen wir die Phantasie, die uns in die nebelgrauen Zeiten der Prähistorie geleitete, zurück und treten ein in die Zeitperiode der dokumentierten Geschichte. Da ist es in erster Linie die Kriegschirurgie, die Chirurgie der Verletzungen, die hier zur Entwicklung gelangte. Hand in Hand ging mit ihr die Behandlung der Wunden. Bei den Ägyptern sehen wir das, was durch Jahrtausende hindurch sich bei andern Völkern wiederholt, das Tasten und Suchen nach wunderkräftigen Mitteln. Im Banne der Magie, im Dunkel religiöser Mysterien keimt hier langsam das erste Wissen hervor. Aus Tier-, Pflanzen- und Mineralreich wurde alles mögliche herausgezogen und an den Wunden probiert. In den Wundrezepten des viertausend Jahre alten Papyrus Ebers präsentiert sich schon das, was wir im Mittelalter wiederfinden, das Urbild der mittelalterlichen sogenannten „Drecksapotheke“.

Bei Judäas auserwähltem Volke konnte die Chirurgie und mit ihr die Wundbehandlung nicht zu hoher Entwicklung gelangen, da jede Art von anatomischer Untersuchung ihr verboten war. Aus den ehrwürdigen Quellen der Bibel und des Talmud erfahren wir, daß in biblischer Zeit das Ausdrücken der Wunden, der Verband und das Sähen mit Öl zur Behandlung gehörte. Auch wurde Leinwand aus Flachs und Baumwolle, bestrichen mit Fett, Wachs oder Honig, empfohlen. Schon der Talmud enthält eine wichtige Warnung vor Berührung der Wunden, da die Hand Entzündung macht. Aus dem Neuen Testament wissen wir, daß der barmherzige Samariter Öl und Wein in die Wunden goß.

Eine hohe Stufe erreichte die Chirurgie bei den Indern. Den Glanzpunkt ihrer Kunst, die vor großen Operationen nicht zurückschreckte, bildeten die sogenannten plastischen Operationen

und vor allem die Wiederherstellung abgeschnittener Nasen, die Folge damals üblicher Strafen.

Auf dem klassischen Boden Griechenlands hat das strebsame Künstlervolk, das sich hier in harmonisch schöner Bildung emporarbeitete, auch die medizinische Wissenschaft und besonders die Chirurgie zur höchsten Blüte gebracht. Aus des göttlichen Homers unsterblichen Gesängen vernehmen wir, wie die Kriegschirurgen der Achäer vor Troja die Geschosse entfernen, schmerzlindernde Mittel anwenden und Wundverbände anlegen. Und noch heute heimelt den Arzt das schöne Wort Homers wohlthuend an: „Denn ein heilender Mann ist wert wie viele zu achten, der ausschneidet den Pfeil und mit lindernder Salbe verbindet.“ Geht diese Kunde in sagenhafte Zeit zurück, so versetzen uns die Werke des Hippokrates, des Vaters der Medizin und Chirurgie, auf den wissenschaftlichen Boden ernster Naturbetrachtung. Im fünften Jahrhundert vor Christus, im goldenen Zeitalter des Perikles, ist hier ein unvergängliches Denkmal chirurgischer Erfahrung geschaffen worden, eine Grundlage, auf der alle späteren Zeiten weitergebaut haben. — Die Wundbehandlung des Hippokrates ist für uns von allergrößtem Interesse. Wenn wir uns in seine Schriften vertiefen, gelangen wir zu der Überzeugung, daß sich hier zweifellos eine instinktive Ahnung der erst Jahrhunderte später die Chirurgie auf ihre stolze Höhe hebenden antiseptischen Anschauungen offenbart. Überall tritt uns das Prinzip der Sauberkeit entgegen. Subjektive und objektive Reinlichkeit wird dem Chirurgen zur Pflicht gemacht. Er soll reinlich aussehen, die Nägel kurz schneiden und vor allem müssen die Verbandstoffe rein sein. Reinheit der Wunden ist die erste Bedingung, die Berührung derselben ist schädlich.

Ein Sprung von fünfhundert Jahren führt uns zu dem bedeutendsten Nachfolger des Hippokrates, in das ewige Rom zu den Zeiten des Augustus, zu Cornelius Celsus. Er arbeitet die Lehre des Hippokrates, den er seinen Meister nennt, aus und lehrt den wichtigsten Fortschritt der Blutstillung durch die sachgemäße Unterbindung der Gefäße.

Die chirurgischen Lehren wurden weiter zu Ehren gebracht durch den berühmten Römer Galenus, 130 nach Christus, ein Riesenarbeiter, von dessen gewaltigem, eigenem und zusammengetragendem Wissen ein Jahrtausend lebte.

Es folgen im vierten bis siebenten Jahrhundert die Vertreter der byzantinischen Schule, die gute Kompilatoren waren, jedoch nichts Originelles schufen.

Wir treten dann ein in die Zeiten des finstern Mittelalters. Durch die Alexandrinische Schule wurden die Lehren der Griechen überliefert, und den Arabern gebührt das Verdienst, das von den dahinsterbenden Völkern Geschaffene treu bewahrt zu haben. Im allgemeinen sehen wir dort Stillstand und Rückschritt, aber auf manchen Punkten auch ein Vorschreiten, hellstrahlende Lichter auf dunklen Pfaden der Wanderung durch Jahrhunderte. Religiösen Irrwahn, krassen Wunderglauben treffen wir hier in höchster Potenz. Daß ihm auch die Chirurgen ihren Tribut bezahlen mußten, davon legen unter anderm Zeugnis ab die Wundsegen und Wundtränke.

Trotz der großen Fortschritte, die mit der gesamten Heilkunde auch die Chirurgie im 16. Jahrhundert aufweist, kam es, bevor Listers Wundersegen gesprochen war, ziemlich auf das Gleiche heraus, ob man im 14. oder im 18. Jahrhundert mit Keimen beladene Scharpie in die Wunden legte. Auch im 17. Jahrhundert zeigt die praktische Wundbehandlung nur geringe Fortschritte.

In der wunderbar produktiven Periode des 18. Jahrhunderts fesselt uns auch auf unserm Gebiete ein Mann von großer Geistesstärke, ein genialer Chirurg, John Hunter, der durch Tierversuche, Mikroskop und Krankenbeobachtung grundlegende Anschauungen für die Wundheilung lehrte. In der Praxis aber blieben die Zustände, besonders in den Hospitälern, fürchterlich. So gab es beispielsweise 1786 in dem großen Pariser Krankenhause Hotel Dieu für 4800 Kranke nur 2000 Betten, so daß mitunter sechs Kranke zusammenlagen. Zwischen Kranken und Toten die Rekonvaleszenten. Dicht über diesem fürchterlichen Raum und über der Leichenstube lag

der Operationsaal, wo am hellen Tage bei Kerzenlicht operiert wurde. Am grauenhaftesten war, daß die Totenkammer mit dem Anatomiesaal am Ende von zwei Krankensälen lag, durch die alle Toten getragen wurden, so daß der Leichengeruch alles verpestete. In diese Auggiasställe mit ihrer Vergiftung zog der Bürgengel des Hospitalbrandes ein. Nicht besser war es in der Berliner Charité, über die uns Fischer, ein bekannter Chirurg, in seiner „Chirurgie vor 100 Jahren“ berichtet. Szenen aus Dantes Hölle, Schandgemälde ohne Schwarzmalerei. „Ihr, die Ihr eintretet, laßet alle Hoffnung zurück“, hätte man mit Recht über den Eingang dieser Hölle schreiben können. Machtlos stand man diesen Zuständen gegenüber, und so blieb es, wenn auch die Einrichtungen der Hospitäler sich wesentlich verbesserten, bis Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts.

Gewaltig, wie noch nie, schnellte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kurve des Fortschrittes zu einer nie geahnten Höhe empor. Mit Intensität wurde die Siegesperiode vorbereitet. Die antiseptische Wundbehandlungsmethode trat nicht, wie Minerva, plötzlich aus dem Kopfe des Jupiter hervor. Das Gehirn, dem die große segensbringende Idee entsprang, hat von vielen andern Geistern mächtige Impulse empfangen. Was jetzt kam, mußte kommen. Der rechten Zeit fehlt nie der rechte Mann. Listers Genius leuchtete auf und schuf aus eigenen neuen Ideen und aus den Tatsachen, die Vorgänger und Zeitgenossen ihm zur Verfügung gestellt, eine große organische Einheit. Durch ein eigenes Verfahren, durch Keiligkeit, die Anwendung der Karbolsäure in den verschiedensten Formen und einen zweckentsprechenden Schutzverband für die Operationswunde, von der die schädlichen Keime ferngehalten waren, wurden die gewaltigen Fortschritte erzielt. Die Verbannung der furchtbaren Wundseuchen war der erste glänzende Triumph. Der zweite, daß die operativen Wunden per primam intentionem, d. h. ohne Eiterung, so wie sie durch die kunstvolle Naht des Chirurgen geschlossen waren, heilten, und endlich war die Zeit der schrecklichen

Nachblutungen, die sich zugleich mit der Wundinfektion am neunten oder zehnten Tage bei den Operierten, besonders nach den Amputationen einstellten, und zum Tode führten, vorüber.

So ging denn keine Furche tiefer als die, die Listers Pflugschar in den Boden der Chirurgie zog. Die Zeit war reif, kostbare Saat aufzunehmen; hatte es auch der neuen Lehre anfangs nicht an schweren Anfeindungen gefehlt, so war doch der Siegeszug der antiseptischen Methode mit ihren Segnungen nicht mehr aufzuhalten. Und wiederum waren es Deutsche Chirurgen, Männer wie Bardeleben, Thiersch, Volkmann und Nussbaum, die für ihre Verbreitung und weitere Ausbildung in deutschen Kliniken und Krankenhäusern sorgten. Das Eis war gebrochen, und die Listerische Methode verbreitete sich allmählich über die ganze zivilisierte Welt.

Mit deutscher Gründlichkeit wurde weitergearbeitet und wir sehen, wie in intensivster Weise der Einfluß der theoretischen Forschung auf die Praxis sich geltend macht. Tief einschneidend traten jetzt die Entdeckungen des Mannes hervor, dessen Name in der Geschichte der Wundbehandlung neben Lister zu stellen ist, Robert Kochs. Seine berühmten Untersuchungen über die Ätiologie der Wundkrankheiten waren erschienen, das Geheimnis über den Ursprung der accidentellen Wundkrankheiten hatte er erschlossen, und eine neue Ära hatte damit begonnen.

An die Stelle der Keimprophylaxe, der Fernhaltung der schädlichen Wundkeime durch chemische Mittel, trat die durch die physikalischen Methoden, die Antiseptik wurde zur Aseptik. Heute arbeiten wir mit einer vereinfachten, Giftwirkungen ausschließenden Methode, die uns in den Stand setzt, die eingreifendsten Operationen, ohne Gefahren der Wundinfektion zu fürchten, soweit das naturgemäß bei der Unvollkommenheit alles menschlichen Könnens möglich ist, auszuführen. Mühsam war der Weg und vieler Arbeit hat es bedurft, ehe dieses Ziel erreicht war. Instrumente konnten wir kochen, Verbandstoffe sterilisieren, aber das wichtigste Organ, die Hand des Chirurgen, die Segen und Gefahr schafft, keimfrei zu machen, war die schwierigste Aufgabe. Schon im Jahre 1883

zeigte ich in einer kleinen Mitteilung: „Wie soll der Arzt seine Hände reinigen“, wie schwierig es ist, die Hand des Chirurgen keimfrei zu machen. Die Hand durch gründliches Waschen, durch Desinfektion mit Alkohol, sowie vor allem durch Fernhalten der unbedeckten Hand von Infektionsträgern reinzumachen, ist uns jetzt gelungen. Mit noch sicherem Gefühle treten wir an die Operation heran, wenn wir unsere Hände mit sterilisierten Gummihandschuhen bedecken. Nicht nur die geschickte, das Messer sicher führende Hand des Chirurgen, sondern die reine Hand desselben ist es, die Erfolge erzielt.

Außer der antiseptischen oder aseptischen Wundbehandlung war vorher ein anderer mächtiger Pfeiler unter das Gebäude der modernen Chirurgie eingefügt, der allein die gewaltigen Fortschritte dieser Kunst und Wissenschaft ermöglichte: die Beseitigung des Schmerzes während der Operation durch die Narkose und später die örtliche Schmerzberäubung.

Den Schmerz, das höchste Unlustgefühl des Menschen, jenen häßlichen Dämon, den die Götter dem Menschen gesandt haben, um ihn oft plötzlich aus übersprudelnder Lebensfreude in das Dunkel tiefsten Leides zu versetzen, zu beseitigen, ist die schönste Aufgabe der ärztlichen Kunst. War es früher nur möglich, unter furchtbaren Qualen die notwendigsten Operationen, so die Absezung zerstörter Gliedmaßen vorzunehmen, so wurde durch die geniale Entdeckung des Äthers durch die Amerikaner Jackson und Morton im Jahre 1846, sowie die seines mächtigen Rivalen, des Chloroforms, durch Simpson im November 1847 die schmerzlose Ausführung auch der eingreifendsten Operationen ermöglicht. Ohne diese, die Menschheit beglückende Entdeckung wäre neben der Antiseptik die Entwicklung der modernen Chirurgie überhaupt nicht zu denken. Es ist verständlich und natürlich, daß die Anwendung narkotischer Mittel, wie das Chloroform und der Äther, die den Menschen in einen weit intensiveren Zustand der Bewußtlosigkeit zu versetzen vermögen als der natürliche Schlaf, mit erheblichen Gefahren verbunden sein mußte und zu ihrer nutzbringenden Anwendung die größte Vorsicht verlangte. Jahrelanger Arbeit

hat es bedurft, um durch die Verbesserung dieser wunderbaren, schmerzbesitzigenden Präparate und durch die Ausbildung der Technik die ihnen anhaftenden schweren Nachteile und Gefahren auf ein Mindestmaß zurückzuführen. Bei zunehmender Erfahrung stellte sich heraus, daß das Chloroform, das anfangs den Äther zurückgedrängt, das für Herz, Leber und Nieren gefährlichere Mittel ist und daß der Äther, allein angewandt oder nur durch kleine Mengen von Chloroform unterstützt, das Narkosemittel der Wahl sein muß. Noch einen anderen Weg der allgemeinen Betäubung, außer der Einatmung des Narkotikums, haben wir in den letzten Jahren gefunden.

Durch Einflößen einer mit 4% Äther gemischten Kochsalz- lösung direkt in den Blutkreislauf durch eine Saugader des Armes tritt nicht nur ein ruhiger, die Anfangsbelästigungen der Inhalationsnarkose entbehrender sanfter Schlaf ein, sondern diese Art der Betäubung hebt den Blutdruck und die Herzkraft in mächtiger Weise. Gerade bei den ausgebluteten, schwer- verwundeten Kriegern, die uns oft fast sterbend zugeführt wurden, haben wir die Wunderwirkung dieser Idealnarkose oft schätzen gelernt und sind für ihre häufigere Anwendung bei geeigneten Fällen der Friedenschirurgie warm eingetreten.

Durch Einspritzungen geeigneter Narkotika vor der allge- meinen örtlichen Betäubung gelingt es, einen Zustand des Lethe, des Vergessens der Umwelt vor und nach der Operation, einen Dämmer Schlaf auf längere Zeit herbeizuführen und dadurch etwaige Belästigungen der schmerzbesitzigenden Maßnahmen fast ganz auszuschalten.

In dem Streben, den immerhin etwas Unheimliches in sich bergenden, totenähnlichen Schlaf der Allgemeinbetäubung zu beseitigen, wurde die örtliche Anästhesie in die Wissenschaft eingeführt und weiter ausgebildet. Ihre Technik hat sich im Laufe der letzten Jahre so vervollkommenet, daß es durch Ein- spritzungen zweckentsprechender Lösungen in den Wirbellkanal und um die verschiedenen Nervengebiete gelingt, das Operationsgebiet vollkommen unempfindlich zu machen und größere chirurgische Ein- griffe schmerzlos, ohne Störung des Bewußtseins auszuführen.

Waren die Einführung der antiseptischen Wundbehandlung und der Narkose Schöpfungen bedeutender ausländischer Gelehrter, eines Engländer und zweier Amerikaner, so ist eine nicht weniger epochemachende Entdeckung, die mit einem Schlage Licht in manches Dunkel unseres diagnostischen Könnens brachte, die Entdeckung der nach ihrem bedeutenden Schöpfer benannten Röntgenstrahlen, das unsterbliche Verdienst eines deutschen Genius. Aus den lichtbringenden Strahlen, mit denen uns Röntgen vor 25 Jahren beschenkte, hat die Chirurgie wohl die größten Vorteile gezogen. Nicht nur die Brüche und Erkrankungen der Knochen, das anfänglich wesentlichste Forschungsgebiet dieser neuen Entdeckung, sondern auch die krankhaften Veränderungen des Inhalts der Schädel-, der Brust- und Bauchhöhle konnten dem Auge sichtbar gemacht und ihre krankhaften Funktionen beobachtet werden. Welche Wohltat haben uns im Weltkrieg die Röntgenstrahlen für die Feststellung der in den Körper eingedrungenen Geschosse bereitet und uns die Möglichkeit gegeben, ihre Entfernung nach sicheren chirurgischen Richtlinien mit nur geringen Schädigungen der Gewebe auszuführen. Die vielseitige, heilende Wirkung der Strahlen mehr und mehr der Menschheit dienstbar zu machen und sie ihrer Gefahren zu entkleiden, ist zurzeit das eifrigste Bemühen der Wissenschaft.

Daß mit den gewaltigen Fortschritten der Chirurgie und dem verfeinerten Ausbau ihrer Technik auch die Stätten, wo diese hehre Kunst wirken und ihre Segnungen entfalten sollte, andere werden mußten, als die Ihnen geschilderten Hospitäler früherer Zeiten, welche Stätten des Todes und des Grauens waren, mußte naturgemäß und selbstverständlich kommen. So wurden denn von der Mitte der siebziger Jahre ab alle chirurgischen Kliniken von Grund aus neugebaut oder umgestaltet und ihre Mittel verzehnfacht. Aus einfachen Krankenhäusern wurden sie Institute für wissenschaftliche Chirurgie. Und mehr noch, durch die Fürsorge der staatlichen und städtischen Behörden, ja selbst der ländlichen Kommunen, erhoben sich, nicht nur in den Großstädten, sondern auch in

kleineren Gemeinwesen, Krankenpaläste, deren Leitung praktisch, schriftstellerisch wie erfinderisch bewährten Chirurgen anvertraut wurde. Was würde jetzt aus uns werden, wenn bei unserer wirtschaftlich und finanziell so ungünstigen Lage nicht bereits vor dem Kriege speziell auch unsere Vaterstadt mit muster-gültigen Krankenhäusern versehen worden wäre. Sie setzten uns in den Stand, für die Kranken das Beste zu leisten und in ihnen ein medizinisches Lehrinstitut, als notwendiges Glied unserer jungen Universität, erstehen zu lassen. In diesen Tempeln der Humanität und Wissenschaft werden wir den Kampf gegen Krankheit und Leiden unserer Mitmenschen fortsetzen und arbeiten und streben, damit zu ihrem Heile sich Neues und Gutes häufe und bewähre.

Die Chirurgie ist ein stolzes Dioskurenpaar, das Wissenschaft und Kunst zu einem untrennbaren harmonischen Ganzen in sich vereinigt; sie ist kein leichtes Gebiet, gilt es doch nicht nur die für Diagnostik und Feststellung der Krankheiten notwendigen Wissensgebiete, wie alle andern Zweige der Medizin zu beherrschen und anzuwenden, sondern außerdem noch durch das andere, nicht minder wichtige, die Kunst, die Krankheit zu heilen. Wenn man, wie der Chirurg, täglich das Menschenleben auf des Messers Schneide zu balancieren und über Sein oder Nichtsein zu entscheiden gezwungen ist, so ist damit ein schweres Gefühl höchster Verantwortung verbunden, das in den schönen Erfolgen den ausgleichenden Lohn findet.

Was früher die Wissenschaft zu erreichen für unmöglich hielt, ist der Chirurgie, von Jahr zu Jahr in Wissen und Können fortschreitend, die einzelnen zu kühnen Operationen ansachend, mehr und mehr gelungen.

Wenn die ältesten, aus der Steinzeit zu uns herüberreichenden Operationen in der kunstvollen Entfernung eines kreisrunden Stückes aus den Schädeldecken bestand, so war doch auch später jeder Eingriff an den von ihnen umschlossenen menschlichen Zentralorganen des Denkens und Fühlens und der seelischen Funktionen ausgeschlossen. Jetzt können wir mit annähernder Genauigkeit den Sitz vieler Gehirnkrankheiten

mit unsern verfeinerten wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden feststellen und sie vielfach heilen. Geschwülste des Gehirns und seiner Fortsetzung, des Rückenmarks können wir lokalisieren und auf operativem Wege entfernen. Sonst sicher zum Tode führende Abszesse können wir feststellen und durch ihre Eröffnung lebensrettend wirken. Selbst die traurige Krankheit der Epilepsie mit ihren zur Verblödung führenden Ausgängen ist in einem relativ hohen Prozentsatz durch operative Maßnahmen am Gehirn von uns zur Heilung gebracht. Großen Segen konnte die Gehirnochirurgie im Weltkrieg den armen Verwundeten durch Entfernung der Geschosse aus dem Gehirn und zweckentsprechende Behandlung der zertrümmerten Gehirnteile leisten. Die in dasselbe eingedrungenen Granatsplitter haben wir erfolgreich und in schonendster Weise mit starken Magneten aus den Tiefen des seelischen Zentralorgans herausbefördert und vielfach schöne Erfolge erzielen können.

Die Brusthöhle mit ihrem feinorganisierten Inhalt, Herz und Lungen sind mehr und mehr zum erfolgreichen Angriffspunkt der modernen Chirurgie geworden. Mag auch der erste operative Eingriff, von dem die schöne Mythe der Genesis bei Erschaffung der ersten Gefährtin des Mannes aus der Rippe des Adam, sich auf den Brustkorb beziehend, mehr als eine symbolische Darstellung der engen Zusammengehörigkeit von Mann und Weib gelten, so bleibt die Überlieferung immerhin die älteste und erste schriftliche Kunde einer anscheinend wohl gelungenen Operation.

Auch die Verletzungen des Herzens, bei denen ein chirurgisches Eingreifen früher für unmöglich galt, wurde durch die erste erfolgreich von Rehn ausgeführte Herznaht in ein neues glückliches Stadium geleitet. Manche Herzwunden sind im Frieden und vor allem im Kriege geheilt und die Zahl der aus den Muskeln und Kammern des Herzens glücklich entfernten Kugeln ist keine geringe mehr.

Die Bauchhöhle mit ihrem Inhalt, bei der früher jeder operative Eingriff als ein fruchtloses Wagnis erschien, werden täglich in sehr großer Zahl von ihren Krankheits-

zuständen befreit. Die Erkrankungen der Gallenblase, die ebenso wie die Erkrankungen des Magens eine gewaltige Steigerung in der Kriegs- und Nachkriegszeit erfahren haben, werden bei rechtzeitiger Inangriffnahme mit einer weitgehenden Sicherheit der erfolgreichen Operation unterzogen. Die Beseitigung der Magengeschwüre und der bösartigen Neubildungen des Magens, ja die Entfernung des ganzen Magens, haben sich mehr und mehr zu einer in ihren Erfolgen sicheren chirurgischen Maßnahme entwickelt.

Die wohl häufigste Erkrankung, die sogenannte Blinddarmentzündung, „die große Erkrankung der Bauchhöhle“, wie man sie genannt hat, die früher so viele Opfer forderte, ist durch eine rechtzeitige Operation der ihr früher anhaftenden Gefahren entkleidet. Während noch im Jahre 1906 nach einer genauen staatlichen Statistik zwischen dem 10. und 25. Lebensjahre in Preußen mehr Menschen an Blinddarmentzündung starben, als an allen Krankheiten zusammen, braucht heute keiner mehr an dem Leiden zugrunde zu gehen, abgesehen von den außerhalb des menschlichen Könnens und der menschlichen Unvollkommenheit liegenden wenigen Fällen. Fast fünfzehn Jahre hat es gedauert, bis die Blinddarmoperation, die ich schon 1889 als der erste ausführte und empfahl, Gemeingut der Chirurgen und Ärzte geworden ist. Über 9000 dieser Operation haben wir seitdem erfolgreich ausgeführt, jedoch vieles gibt es auf diesem scheinbar bekannten Gebiet klarzustellen und auszubauen.

Verfeinerte Untersuchungsmethoden, die nach mühevullem Studium im Laufe der letzten zwanzig Jahre eine große Vollkommenheit erlangt haben, gestatten uns einen tiefen Einblick zu tun in die geheimnisvolle Tätigkeit der den menschlichen Stoffwechsel in feinsten Präzisionsarbeit regulierenden Organe, der Nieren. Ihre Funktion festzustellen und vor jedem operativen Eingriff uns ein klares Bild über den zu erwartenden Erfolg zu machen, ist ein schöner Erfolg der modernen Nierenchirurgie. Bösartige Geschwülste, Steine, Tuberkulose, Vereiterungen und Verlegungen der einen Niere

haben bei rechtzeitiger Operation in zahlreichen Fällen zur dauernden Heilung der sonst dem sicheren Tode geweihten Kranken geführt. Schädigende Nierensteine zu entfernen, gehört nicht mehr zu einem schwierigen und gefährvollen Eingriff. Selbst wenn das nach Entfernung der einen Niere zurückgebliebene Schwesterorgan später auch noch erkrankte, konnten wir es auf operativem Wege wieder arbeitsfähig machen und den früher sicher dem Tode verfallenen Träger heilen. Die Nierenentzündung in ihren verschiedensten Stadien und Formen ist als eines der letzten Gebiete erfolgreich der Domäne der Chirurgie angegliedert. Die bisher erzielten operativen Erfolge, da, wo die innere Medizin an den Grenzen ihres Könnens angelangt ist, sichern ihr mehr und mehr weitere Anerkennung und Verbreitung unter den Jüngern des Askulap.

Auch das Organ unseres Körpers, das durch seine schwer zugängliche Lage im Innern des Brustraums dem Messer des Chirurgen kaum erreichbar schien, die Speiseröhre, ist nach jahrelanger Arbeit als letztes nunmehr dem Ziele unseres Könnens nahegerückt. Ich habe die feste Hoffnung, daß wir nach dem bis jetzt Erreichten auch diesen letzten Gegner, den fürchterlichen Krebs der Speiseröhre, der die armen Leidenden der traurigsten aller Todesarten, dem Hungertode, preisgibt, durch ein typisches Operationsverfahren, wie den Magenkrebs zur Heilung bringen werden.

Schwere Blutverluste, die durch Krankheit oder Verwundung hervorgerufen wurden, zu ersetzen und dadurch das Leben der Betroffenen zu erhalten, ist seit langen Zeiten ein naheliegender und fast selbstverständliches Streben der medizinischen Wissenschaft gewesen. Finden wir doch schon in der Mythe der Odyssee diesen Wunsch der Neubelebung durch Blutzufuhr darin zum Ausdruck gebracht, daß die Schatten im homerischen Hades durch den Bluttrunk vorübergehend zur Fähigkeit der Unterhaltung mit Odysseus befähigt wurden. Nach manchem fehlgeschlagenen Versuch mit Tier- und Menschenblut im Laufe der Zeit sind wir jetzt durch die Bluttransfusion in der Lage, das fehlende Blut, den „besonderen Saft“, zu ersetzen. Durch

zahlreiche wissenschaftliche Vorarbeiten in der Vorkriegszeit haben wir die Segnungen der Bluttransfusion bei unsern dem Tode nahen Verwundeten im Kriege und zur Heilung und Besserung mancher Krankheiten im Frieden kennengelernt. Da der blutspendende opferwillige Menschenfreund nicht sofort in allen Fällen, wo Eile nottut, zur Stelle ist, wurden zum raschen Ersatz des fehlenden Blutes mehrere Liter einer dem Blutwasser gleich zusammengesetzten Flüssigkeit in die Saugadern des Körpers eingeführt und dadurch in überraschender Weise sterbende Menschen dem Leben erhalten, eine Maßnahme, deren wohlthuende Wirkung wir täglich von neuem zu schätzen Gelegenheit haben.

Nicht einseitig operativ hat sich die Chirurgie der Behandlung der erkrankten Teile des Körpers hingegeben. Ihr Streben war gerade in letzter Zeit mehr und mehr darauf gerichtet, was uns die Natur in so reichem und herrlichem Maße spendet, Sonne, Licht und Luft, zur Hebung und allgemeinen Kräftigung des Körpers heranzuholen. Besonders bei der Tuberkulose der Knochen und Gelenke, deren Heilung bis vor kurzem nur in den sonnigen Höhen der Alpenländer erfolgreich war, hat sich die Sonnen- und Freiluftbehandlung selbst in dem im allgemeinen so sonnenarmen Hamburg bewährt und bei den genannten Leiden ohne Operation Erfolge erzielt, wie wir sie früher nicht kannten und nicht zu erhoffen wagten.

Den glänzendsten Beweis ihres Könnens hat die Chirurgie nicht nur in den mustergültigen Ateliers ihrer Kunst, in den prunkvollen Operationssälen, sondern auf den kaum vorbereiteten Verbandplätzen der rauhen Kampfgefilde und in den bescheidenen Feldlazaretten während des langjährigen Weltkrieges abgelegt. Es ist keine Überhebung und kein unberechtigter Lobgesang, daß keine Nation der Welt, keiner unserer zahlreichen Gegner die Erfolge bei der Pflege und Behandlung der Verwundeten erzielt hat, wie die Deutschen und die deutsche Chirurgie. 24 000 Ärzte, das sind zwei Drittel der Gesamtzahl aller deutschen Ärzte, arbeiteten auf deutscher Seite an der Linderung, Heilung oder Verhütung von

Wunden und Gesundheitschäden, denen Heer und Bevölkerung ausgesetzt waren. Den Tetanus, den furchtbaren Wundstarrkrampf, der unsere Verwundeten nach unsern ersten Kämpfen in Nordfrankreich befiel, wurde bald, dank der im Frieden ausgeführten glänzenden Vorarbeiten der Bakteriologie bald Einhalt getan, so daß dieser schreckliche Würger unserer Krieger kaum mehr zur Beobachtung gelangte. Mit Aufopferung und Hingebung, mit einer Humanität wie sie sein soll, haben unsere Ärzte sich der armen Verwundeten angenommen und das erfüllt, was schon Friedrich der Große in seinem tiefen humanen Empfinden den Feldärzten gegenüber zum Ausdruck brachte: „Ein Vater sollst Du Deinen Kriegern sein. Ein Vater liebevoll, in dem geringsten von ihnen sollst Du Deine Söhne lieben, Dein Blut verschwende, geizig sei mit ihrem.“

Das haben die deutschen Ärzte voll und ganz erfüllt. Von den 24 000 im Kriege tätigen sind 1700 (über 14 %) gefallen, sei es vor dem Feinde, sei es infolge von Infektionen oder Krankheiten, die sie sich bei Behandlung von Verwundeten und Kranken zuzogen. 2200 sind verwundet, von den 4¹/₄ Millionen deutscher Verwundeter (4 247 143) konnten wir fast 90 % wieder an die Front zurücksenden, ein Erfolg, auf den die deutsche Chirurgie mit Stolz und Genugtuung zurückblicken kann, ein Erfolg, den kein anderes Volk der Welt erreicht hat.

Hochverehrte Versammlung! Sie haben aus meinen Darlegungen ersehen, welche gewaltigen Fortschritte die Chirurgie besonders im Laufe der letzten fünfzig Jahre gemacht hat. Noch steht sie trotz des folgenschweren Krieges wie die gesamte deutsche Wissenschaft auf stolzer Höhe. Sie nicht nur auf ihr zu erhalten, sondern sie weiter zu fördern — einen Stillstand gibt es nicht, nur Fortschritt oder Rückschritt — ist unsere heiligste Pflicht.

Dazu erbitten wir die Unterstützung und die Mitarbeit weitester Kreise. Der deutschen Wissenschaft ist in unserm Hamburg ein neuer Tempel dieser hehren Göttin errichtet, der Lehre, der Forschung, der Bildung geweiht, wie es an dem von unserm unvergeßlichen Edmund Siemers errichteten

stolzen Universitätsgebäude zu lesen ist. In den Zeiten tiefster Not unseres Vaterlandes, die wohl noch trüber ist als damals vor hundert Jahren, wo Alexander von Humboldt seinem König die Gründung der Berliner Hochschule anriet, um gerade die geistigen Güter da zu pflegen und zu fördern, wo die physischen darniederliegen, ist dieses Kulturzentrum in Hammonias Mauern erstanden. Lange Jahre wurde um die Gründung einer Hamburgischen Universität gestritten. Die Gegner derselben haben gewiß wohlberechtigte Gründe für ihre andersartigen Ansichten gehabt. Doch jetzt ist sie da, die Alma mater Hamburgensis, jetzt liegt es im dringendsten Interesse unserer Vaterstadt, sie gleichwürdig den deutschen Schwesteruniversitäten zu gestalten und zu entwickeln. Diesen hat sie sich schon sofort nach ihrer Gründung als treue Helferin bewährt, nachdem wertvolle Kulturzentren vom Körper des Deutschen Reiches vollkommen getrennt oder in erschwerende Ferne gerückt waren und die wissensdurstige Jugend in gewaltiger Zahl nach den opferreichen Kriegsjahren die deutschen Universitäten überflutete.

Hochverehrte Hamburger Mitbürger aller Kreise!

Lassen Sie auch mich die bereits ausgesprochene Bitte wiederholen: wer von Ihnen bis jetzt unserer Universität noch abweisend oder gleichgültig gegenübergestanden hat, schließe sich uns jetzt an und helfe der jüngsten deutschen Hochschule nach besten Kräften, damit sie als Zentrum deutscher Kultur, deutscher Wissenschaft und Kunst als mächtiger Grundpfeiler für die Gesundung des deutschen Vaterlandes blühe, wachse und gedeihe. Unsere Wissenschaft und unser Können ist vielleicht der einzige Besitz, den der Feind, so gerne er es auch möchte, uns nicht rauben kann. Sie dem Vaterlande zu erhalten und sie zu fördern, ist eine schwere Aufgabe, aber eine unerlässliche Forderung. Eine Forderung, die vor mehr als einem Jahrhundert der große Mahner, der dem deutschen Volke in der Zeit gleicher Not erstand, wie wir sie jetzt durchleben, Fichte, erhoben hat. Der Mensch soll arbeiten, rief er aus,

angstlos mit Lust und Freudigkeit, und Zeit übrigbehalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist. Alle rechte Arbeit hat nach dem ernstesten Bemühen, das sie fordert, Anrecht auf Anerkennung, ob sie mit der Hand geleistet wird oder mit dem Kopfe. Ist es wirklich so schwer, zu der Einsicht zu gelangen, daß beide notwendig, beide auf einander angewiesen sind?

Wohl in keinem Berufe vereinigen sich diese, nur anscheinenden Antipoden zu einem so festen harmonischen Ganzen, wie in der Chirurgie. Da muß die Arbeit des Kopfes mit der, manchen Schweißtropfen erfordernden der Hand und des ganzen Körpers, und was noch schwerer ist, mit der der Seele und des Herzens sich vereinigen.

Liebe Kommilitonen! Uns alle, die alten und jungen Akademiker, umschlingt ein festes Band, wir gehören unzertrennlich zusammen; gemeinsame Sorgen, auch nach der wirtschaftlichen und sozialen Seite hin, schmieden uns zu einem unlösbaren Ganzen zusammen; gemeinsame Pflichten müssen uns fest verbinden. Streben Sie mit uns dem schönen Fichteschen Ideale nach. Nie war Arbeit unserm unglücklichen Volke nötiger als heute. Lassen Sie uns arbeiten, um in der Erinnerung an Deutschlands frühere Größe leben zu können, ohne zu klagen. Arbeiten, um uns gegen eine Welt von Feinden zu behaupten. Arbeiten, um eine steile Höhe zu ersteigen, von der aus Sie, liebe Kommilitonen, die Morgenröte einer neuen Zeit erglühen sehen und auf ein gesundes, einiges und glückliches Vaterland blicken werden.